

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Mittwoch, den 28. Januar.

1925.

(88. Fortsetzung.)

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhardt.

(Nachdruck verboten.)

Oskar wollte reich werden, richtig reich, nicht nur so schlechtweg wohlhabend. Mit Millionen wollte er rechnen. Dazu gehörte es, daß er sich einen großen Namen schuf, daß er in vorderster Reihe mit den ersten Koryphäen Berlins stand. Dieses Ziel würde er zweifelsohne erreichen, er war auf dem besten Wege dazu. Und abseits stand sein junges Weib und sah ihm zu und fühlte, wie langsam, langsam jede Hoffnung auf ein Zusammenwirken schwand, wie jeder Gedanke an das, was als echte, wirkliche Ehe schien, in ihr erlosch! Fröstelnd stand Gabriele jetzt da in den so seltsam stillen Zimmern. Ja so — sie sollte ja das Inventar aufnehmen, Listen anfertigen, Anzeigen auflegen, im Verein mit Eugen! Wo war Eugen?

Langsam tat sich die Tür zum Nebenzimmer auf, langsam trat Eugen über die Schwelle. Wie sein ernstes, bekümmertes Gesicht, der traurige Blick, der wie suchend umherstreifte, ihr wohlthat! Der da betrauerte seine Mutter, der hatte ein warmfühlendes Herz in der Brust!

„Hier bist du ja, Gabriele!“ Er sprach zögernd, er senkte den Blick. „Oskar hat dir wohl gesagt —“

„Daß wir das Inventar aufnehmen, Listen anfertigen sollen, obgleich ich dergleichen noch nie getan habe. Du wirst Geduld mit mir haben müssen.“

„Gerade wollte ich dich um das gleiche bitten!“ Ein rasches Lächeln huschte über sein Gesicht, verschwand sofort wieder und machte dem vorherigen Ernst Platz. „Ich werde mich ungeschickt genug anstellen — außerdem, es wird mir schwer fallen, diese Dinge anzurühren die alle Beziehungen zu Mutter Klärchen hatten, die für mich keine toten Sachen sind. Gleich dieses Casschränkchen hier! Da sind ein paar hübsche, alte Andenken drin: Gläser, Tassen, Schreibgerät, nicht besonders wertvoll, aber Erinnerungen an Mutters Großeltern; die wurden uns immer, wie wir noch Kinder waren. Sonntags gezeigt — nur Sonntags eben, wenn wir gute Besuche gebracht und nicht gar zu tolle Streiche verübt hatten. Oskar hat dir wohl nie davon erzählt —“

„Nein“, sagte Gabriele mit scharfer Betonung, „nie!“

„Die feierliche Miene, mit der Klärchen-Mutter dies Schränkchen aufschloß, als gelte es eine Schatzkammer zu öffnen, die Vorsicht, mit der sie Stück um Stück herausnahm und uns zeigte: „Diese Dose hatte euer Urgroßvater, der Arzt war, von General von Damroviß geschenkt bekommen — dieser Pompadour hat eurer Urgroßmutter Barbara gehört, die eine Schönheit war und jung gestorben ist — diese Tassen mit den Bildnissen Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise sind aus Urgroßvaters Försters Nachlaß; aus denen wurde nur bei festlichen Gelegenheiten getrunken!“ Dann wurde das alles vor uns aufgestellt und durfte nur ganz leise von uns angefaßt werden. Mir war es immer ein Fest, wenn wir an das Casschränkchen heran durften, und eine wirkliche Strafe, wenn es unterbleiben mußte. Diese Sachen möchte ich wirklich nicht in fremde Hände kommen lassen — willst du sie nicht haben, Gabriele?“

„Oskar hat ausdrücklich gesagt, er wolle nichts haben, die Sachen paßten nicht in unsere Häuslichkeit!“

„So? Nun, dann nehme ich sie, obgleich ich kein eigentliches Heim habe!“ Eugen kramte in Frau Klärchens Schlüsselforb, der auf dem Tische stand, herum, sonderte einen kleinen Schlüssel heraus und sperrte das Schränkchen auf.

„Laß mich sehen!“ sagte Gabriele eifrig und trat dicht neben ihn. Sie hob sich ein wenig auf die Fußspitzen, wie ein neugieriges Kind, und nahm ein Stück um das andere, wie er es ihr zureichte, in die Hand. Ganz, ganz nahe war sie ihm, er spürte den Duft ihres Haars, er fühlte ihre körperliche Nähe, er streifte ihre Hand. Wie es ihn quälte! Wie es ihn beglückte!

„Sprich weiter von deiner lieben, lieben Mutter! Ich höre so gern von ihr; du kannst mir gar nicht genug von ihr erzählen!“

Er nickte und tat ihr den Willen. Von den selbst ausgedachten Märchen berichtete er, die Frau Klärchen ihren kleinen Buben erzählt, von den Kinderliedchen, die sie ihnen vorgesungen, von den Püppchen und Figuren, die sie ihnen ausgeschnitten. Und später dann — wie sie mit ihnen Indianergeschichten gelesen und Pfeile geschnitten und Federtopfschmuck angefertigt hatte und nach Vaters Tod mit ihnen weite Spaziergänge gemacht und botanisiert hatte. Wie sie seiner, Eugens, Kunst stets das regste Interesse entgegengebracht und seine ersten gekümmerten Versuche auf Papier und Leinwand sorgfältig aufgehoben hatte. Wie ihre Briefe stets so voller Leben, voll individueller Färbung gewesen seien, und wie er, trotz aller herzlichsten Liebe zur Mutter, es doch bereue, nicht tiefer auf ihre Eigenart eingegangen zu sein.

Ah, er gefiel Gabriele gut, so gut, wie er so sprach! Nicht nur, weil er ein schöner Mann war und sein ausdrucksvolles Gesicht sich im Feuer seiner Rede immer neu belebte — vor allem war es die Wärme, die in seinen Worten lag, die Pietät, die ihn erfüllte, die Sohnesliebe, die so unmittelbar zu ihr sprach — das war es, was sie ins Herz hinein ergriff. In einem der unteren Fächer des Casschränkchens befanden sich ein paar Bündel Briefe, sorgfältig mit rotseidenen Bändern umwunden und mit Aufschriften versehen: „Von Oskar“, „Von Eugen“. Wie dünn und flach das eine Paket, wie umfangreich das andere! Und wie oft hatte Gabriele mahnen müssen: „Schreib doch einmal wieder an deine Mutter, Oskar! Es ist schon so lange her, seit du es tatest!“ Dann kam die ungeduldige Antwort: „Ich habe keine Zeit zu Privatbriefen; übrigens was und warum soll ich ihr schreiben? Du korrespondierst doch mit ihr, da erfährst sie alles, was sie interessiert!“ Aber es ist doch deine Mutter! Hast du denn nicht selbst das Bedürfnis, ihr zu schreiben?“ Dann war das kurze, spöttische Lachen erklingen, das der jungen Frau niemals gefallen hatte, das ihr jetzt so weh tat: „Nein, gar nicht, mein liebes Kind! Meine und Mutter Klärchens Interessen liegen auf so total verschiedenen Gebieten — wie sollte mir da ein Verlangen kommen, ihr Briefe zu schreiben?“

Hastig nahm Gabriele jetzt die beiden Papierbündel an sich: „Die gehören mir, die möchte ich haben! Ich darf doch?“

„Darf? Aber ich bitte dich! Nur versprich dir ja nicht zu viel von meinen Briefen; in jeder guten Beschreibung kannst du bessere Schilderungen lesen!“

„Es ist nicht das. Ich habe einen anderen Gesichtspunkt dabei!“

Er blickte sie forschend an und sah, wie sie langsam erröthete. Ein zartes Rosenrot stieg in das süße, weiße Gesichtchen und ließ es so entzückend erscheinen, daß Eugen wie gebannt war. Sein Mund blieb stumm, aber seine Augen, diese beredten Künstleraugen, redeten eine sehr deutliche Sprache.

Und Gabriele, die etwas hatte hinzufügen wollen, verwirrte sich ganz und gar unter diesem Blick. Nicht um die Welt hätte sie sich auf das besinnen können, was sie hatte sagen wollen. Was waren das für Augen? Was stand darin zu lesen? Wie konnte — durfte Eugen sie so ansehen? Und sie? Was war, neben allem Schreck, was war das für eine große, plötzliche Frage in ihr — ein Gefühl, als sei ihr soeben ein ganz großes, unerwartetes Glück widerfahren, als habe sie ein Geschenk empfangen, so kostbar, daß sie keinen Namen dafür wußte? Heiß strömte ihr das Blut zum Herzen — ebte ab — strömte wieder zu, und ihr war, als täte sich dicht vor ihr eine geheimnisvolle Tür auf, und sie stand da und staunte in eine Wunderwelt hinein.

Mit zitternden Händen griff Gabriele nach den Briefen, ließ sie wieder fallen, griff aufs neue darnach — sie wußte gar nicht, was sie tat — Neuling im Leben — Neuling in der Liebe, wie sie war! Ihn, den Mann aber, faßte es wie ein Sturm, hob ihn empor über Bedenken und Zweifel, er sah, mußte es sehen, mit einem starken, seelischen Erschauern, der Blick war niedergeschlagen, er hatte gezündet; die junge Frau wußte, wie es um ihn stand. Er hatte es ihr nicht sagen wollen und er hatte kein einziges Wort davon zu ihr gesprochen. Seine Augen waren ihm zum Verräther geworden; konnte er ihnen verbieten, zu sehen?

Sie wußten beide nicht, ob sie noch etwas zu einander gesprochen hätten und was dies gewesen war. Gabriele's Unbefangenheit war mit einem Schlage dahin. Sie stand da, ihre holdselige, lichtblonde Schönheit von schwarzem Flor, von schwarzen Spizen umgeben — eine Trauernde — eine Glücklich — bang und besangen — und vor den beiden, die sich so rasch gefunden, standen Mutter Klärchens Schätze als stumme Zeugen, sie selbst weit hineinreichend in eine ferne Vergangenheit und doch wie ahnungsvoll hinüberschauend in eine ver-schleierte Zukunft.

XX.

Frau Olga war im Pfarrwitwenhause gewesen, wie es fast täglich geschah. Sie sollte sich Andenken aus Frau Klärchens Häuslichkeit aussuchen. Anfangs hatte sie dies abgelehnt; sie habe liebe Erinnerungen genug an die verstorbene Freundin, auch habe diese in ihren letzten Aufzeichnungen noch dies und jenes für sie bestimmt; da wäre es unbescheiden, noch mehr zu verlangen. Als Frau Burkardt aber vernahm, es solle fast alles verkauft werden, weil der eine Sohn von dem Nachlaß der verstorbenen Mutter nichts haben wolle, der zweite ihn nicht unterbringen könne, da fand die alte Freundin sich bereit, manches ihr liebgewordene Stück an sich zu nehmen, und es blieb nur der eine kritische Punkt, ob sie dies käuflich erwerben solle, wie sie selbst es wünschte, oder es geschenkt nehmen müsse, wie die Söhne es haben wollten. Frau Olga hätte Peter gern zu diesem Gang mit sich nehmen, seinen Rat haben wollen, allein Peter hatte abgelehnt — unter einem leeren Vorwand, wie seine Mutter nur zu gut merkte. Dies machte sie stutzig und stimmte sie nachdenklich — also hatte er doch noch nicht sein Herz bezwungen, wie sie gehofft.

Aber Nacht hatte der Mai sich auf sein gutes Recht besonnen und Wärme und Sonnenschein gebracht — endlich, endlich! Ruhetoll lag das Meer hingebreitet, es trug seine dunkelblauen Wellen spielend ans Ufer, brünstig und werbend sang die Nachtigall, und alle

spröden Blüten, die die Kelche verschlossen gehalten, zeigten ihre weißen und rosigen Blüthengeflächchen und hoben sich lächelnd der Sonne entgegen.

Frau Olga ging zwischen Oskar und Eugen in dem Zimmern umher und deutete auf dies und jenes, was ihr begehrenswert erschien. Gabriele hatte sich nur bei ihrem Kommen gezeigt und sich dann zurückgezogen — sie hätte, sie zu entschuldigen, sie müsse an Mama schreiben. Eigentümlich besangen war sie Frau Olga erschienen. So blutjung, so ganz mädchenhaft aussehend, wie eine eben im Aufblühen begriffene weiße Rose — ein neuer, süßer Reiz lag über ihr, und zum hundertsten Male mußte Frau Burkardt denken: „Weiß denn auch Oskar, was er an diesem entzückenden Geschöpf hat?“

(Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Von Leo Matthias.

VI.

Otomí-Indianer — Indianerfeste.

Es gibt unmittelbar vor den Toren der Stadt einen Ort, der noch seltsamer ist als dieser.

Eine Chaussee für Giganten, ein meilenbreiter Lavaström liegt schlachtfeldähnlich in der Landschaft. Es ist, als ob ein Berg umgefallen wäre und erst durch seinen Tod sein Körperliches offenbarte. Man geht über Glieder, Gedärme, Bruststücke mit seltsamen Zotten, langes, graues Haar. Man geht über eine Leiche. Man steigt in eine Leiche hinein. Man blickt sich in tiefe Brusthöhlen, in eine Morta, steht vor einem Beden, verliert den Weg in einer schwammartigen Lungenformation: Speichen, der Dorn eines Wirbels, Schenkelhülle starren hoch wie Kristalle. Zwischendurch: Felsen von Moos, Erde, Gras, Baum. Es ist kein Gebirge und keine Ebene, keine Moräne und keine Landschaft, kein Ader und keine Ode — man nennt es: das Bedegrat.

Am Ende dieses Bedegrats im Schutz einer 20 Meter hohen Lavawand, dicht neben der schönsten Villenkolonie der Stadt Mexiko, San Angel, haben Otomí-Indianer ihre Hütten. In Kegeln aus Maisstroh, meist zeltartig hoch, kaum 2 Meter hoch, eng zusammengequetscht, leben hier die Nachkommen der ältesten Rasse Amerikas. Sie hatten hier ihre Hütten schon vor 2000 Jahren, wahrscheinlich schon vor 5000 Jahren, undenkliche Zeit bevor die Chichimeken, Tolteken, Azteken nach Mexiko kamen. Durcheinander, nebeneinander stehen die gelben Kegel, regellos, ohne Weg, der hindurchführt. Wie in einem Lager scheucht man mit jedem Schritt, den man macht, irgendwas auf: Kinder, Geflügel, Schweine, einen Indio, der in einer Hängematte schaukelt, eine nackte Frau. Es ist, als ob man ohne Anmeldung in ein Zimmer tritt und Menschen bei intimen Verrichtungen überrascht. Man verliert möglichst schnell aus diesem Real herauszukommen.

Ich drehte um. Eine India mit blauem Rebozo steht zwischen zwei Hütten, durch die ich hindurch muß. Sie rührt sich nicht. Mit einigen spanischen Worten bitte ich sie, mich durchzulassen. Ihre Augenlider ducken sich unter die Brauen, die Iris starrt. Etwas ungewiß, was ich tun soll, blide ich sie an. Da neigt sie sich zu einem der Löcher, durch die man in die Hütten kriecht und ruft etwas hinein — in einer fremden Sprache.

Ich machte mich ihr sofort durch Zeichen verständlich. Niemals wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß die Otomí-Indianer, die fünf Minuten von einer Villenkolonie entfernt leben und kaum eine Stunde vom Zentrum der Stadt, noch heute kein Wort Spanisch verstehen.

Einige Schritte von diesem Dorf entfernt hat man unterhalb des Lavaströmes einen Gang in den Stein gehobrt. Man geht einige Stufen hinunter und tritt in eine schwarze, niedrige Höhlung, die elektrisch erleuchtet ist. In der Mitte, unter Glasplatten, auf dem hohen schwarzen Sockel des Steins: Gebeine. Es sind die Reste der Indianer, die von der Lava überrascht wurden — vor 10 000 Jahren, vor 1000 Jahren: die Meinungen gehen auseinander. Neben den Knochen fand man einige Scherben und Gegenstände, die schwer zu klassifizieren sind. Es ist nur gewiß, daß sie einem primitiven Volke gehörten, den Urd Bewohnern dieses Landes, wahrscheinlich denselben Otomis, die heute, 100 Meter davon, primitiv wie damals, in ihren Hütten leben.

Ein Otomí, der das Wort „Ausgrabungen“ verstand, hatte mir den Weg gezeigt und wartete auf mich. Er kam jetzt auf mich zu. Mir war, als ob ein Sandalen-Römer aus der Zeit der Plinius und Sueton mich anblickt, während ich vor den Gebeinen der überraschten Sklaven in Pompeii stehe.

Als ich aus der Höhle heraustrat, mußte ich über einem Erdbecken, der schief zur Lavawand lag. Mein Stod versing sich in einem Regenloch. Ich mußte etwas genauer hinsehen, um ihn herauszustehen. Dabei fiel mir ein sonderbarer dreieckiger Stein auf. Ich bückte mich — es war die prachtvoll bemalte Scherbe eines aztekischen Gefäßes. Ich stoßte im Sande herum: ein 5 Zentimeter großer Kopf rollte den Hügel hinunter, bevor ich ihn fassen konnte. Ich benutzte meine beiden Hände als Schaufeln: Köpfe, Rumpfe,

Steinwerkzeuge, Scherben, manchmal nur dadurch nicht zu überleben, daß ich systematisch von jedem Stein die Schmutzkruste abrieb, sammelte sie langsam. Es waren Produkte dreier übereinander gelagerter Kulturperioden, die ich hier fand, und die der Gedruch durcheinander und an das Tageslicht geworfen hatte.

Es gibt noch einen dritten Ort in der Umgebung Mexikos, der diesem Begegnung an Seltsamkeit nicht nachsteht: Guadalupe.

Geht man durch dieses Dorf spazieren, so wird man überrascht durch eine Anzahl von Läden, die Warenhauscharakter haben; durch vierstöckige Häuser, die, dem Schilde nach, Hotels sind; durch riesige offene Hallen mit Schlammatten, Tonwaren und Hammelsteulen; durch andere große, aber leere Hallen; durch Trupps von herumtummelnden Händlern mit Wachsternen und Marienbildern; durch einen kleinen Vergnügungspark; durch Frauen, die lange Rollen mit felsartigen Plättchen zu verkaufen haben. Man denkt einen Augenblick lang an ein Heiligtum, gibt aber den Gedanken auf, da Priester, die in Wallfahrtsorten aufzufallen pflegen, nicht zu sehen sind. Man vermutet also, daß in diesem Dorf Messen abgehalten werden, daß man sich in einem kleinen Tempel oder Mishmi-Kowaorod befindet.

Geht man in die Kathedrale hinein, die in der Mitte dieses Dorfes liegt — so weiß man nicht recht, wo man mit seinen Gliedern hin soll. Man steht zwischen einigen tausend Menschen, die auf dem Boden liegen — hocken — knien. Weiße, Farbiges, Indios mit Kindern auf dem Rücken, Bettler, Damen, Bauern, Tramischaffner, Leprakranke, Herren im Zylinder, Soldaten, Sophistischerfressene, Männer mit topfartigen Knien, junge Mädchen in weichen Kleibern küssen den Boden, legen die Krücken neben sich, berühren mit ihren Händen die Erde, als ob sie Schmerzhaftes in sich tauchen, sprechen in unverständlichen Sprachen, schließen die Augen, bleiben ewigleiten lang unbeweglich, weinen, schluchzen, tragen die Hände, als ob sie das Gewicht eines kostbaren Balles erwarten, tragen sie geöffnet im Schoß, erheben zum Himmel, wie zum Schutz um ein Kleinod, das auf dem Boden liegt.

Was wird hier verehrt — mit diesen Augen, mit diesen Lippen?

Man blickt suchend umher: doppeltreihige korinthische Säulen; einige gigantische, aber ansehnend wertlose Gresten; eine lange, silberne Balustrade, die um den Hochaltar und den Chor läuft; der Teil hinter dem Hochaltar, etwas höher gelegen; einige Stufen hinauf; die Decke blau mit goldenen Sternen; die ganze Kathedrale; ein Dunkelgrün und Gold. Nichts, was durch außerordentliche Gedankenarbeit, Schönheit überraschte. In der Mitte des Hochaltars: eine stehende Madonna, eine Schlechthin langweilige Madonna, in einem rosa Überwurf, mit einem Mantel ähnlich den Farben der Kirche; dunkelgrün mit goldenen Rändern; die Hände in der Höhe der Brust. Aber das Gesicht — tragen die Schatten? — braun-dunkel. Die Haare schwarz. Die Nase etwas gewölbt. Es ist das Gesicht einer India!

Man steht vor dem wunderwürdigen Bilde der heiligen Jungfrau von Guadalupe.

Man hat diesen Ort das Lourdes Amerikas genannt. Aber was ist Lourdes? Ein Modeort unter den Wunderstätten, eine rein religiöse Angelegenheit ohne historische, politische Bedeutung. Hier aber auf demselben Fleck, wo heute die Kathedrale steht, stand einstmal der Tempel der Göttin Tonantzin, der aztekischen Maria, der „Mutter der Erde“. Hier ist der Ort, wo ein Experiment gewagt wurde, das in diesem Ausmaß alle tausend Jahre nur einmal versucht wird und nur alle zweitausend Jahre einmal gelingt: eine Religion auf eine andere zu versetzen. Hier ist der Nabel eines halben Kontinents, der Ort, dessen Verehrung den Indio aus dem Norden Sonoras mit dem Indio aus dem Süden Yucatans verband, lange bevor es ein mexikanisches Volk gab.

Die Madonna von Guadalupe — sie ist das Heilige schlechthin. Mit dem Namen der Madonna von Guadalupe wurde die Pest im Jahre 1736 bekämpft und die Revolution von 1810 angeleitet. Mit dem Namen der Madonna von Guadalupe wurden die Freiheitskriege angeleitet, wie die Kreuzzüge mit dem Namen Jerusalems. Vor ihrem Bilde kniete Kaiser Maximilian nieder, als er Mexiko betrat. Hier ist der Ganges der Indios. Hier ist der Ort, wo nach einer Legende, die noch heute so lebendig ist wie vor vierhundert Jahren, am 12. Dezember 1531 Maria dem Indio Juan Diego zum letztenmal erschienen ist.

Und dieser Tag ist heute der größte Feiertag in Mexiko. Aber er ist ausschließlich ein Feiertag der Indios. Das größte Heiligtum Mexikos, vielleicht das einzige, das in diesem Lande von allen Dingen, die geheiligt werden können: Staat, Recht, Person, wirklich unantastbar ist — empfängt seine Sanktion von den „Indianern“.

In den Hotels und offenen Hallen, die ich gesehen hatte, übernachteten die Hunderttausende, die hierher zum 12. Dezember pilgern. Hammelsteulen, Tonwaren, Schlammatten, die unzähligen Andenken, die kleinen, meistens silbernen Götterfiguren, die langen Ketzenrollen in rot-weiß-grünem Nationalpapier („Corditas de la Virgen“, „Mariaplättchen“ genannt), der Vergnügungspark — alles ist für diese Pilger bestimmt. Da kleine Trupps auch zum 12. jedes Monats kommen, ist hier eine ständige Messe.

Ich habe das Dezemberfest nicht gesehen; ich kam einige Tage zu spät. Aber es muß seltsamer sein als das Kräftest irgendwelcher Neger — gerade weil es ein christliches

Kräftest ist. Wenn ein Volk zu Ehren des Gottes Un-Wa mit Beinschellen tanzt, so ist das nicht weiter seltsam. Aber wenn ein Volk wie hier — zu Ehren Marias! — sich Masken umbindet und bis zur völligen Erschöpfung tanzt, ununterbrochen, zwei, drei Tage lang und nach denselben Regeln, mit denen man vor vierhundert Jahren die Feste der Erbmutter Tonantzin beging, so ist ein Komparatio kaum noch denkbar.

Als ich die Kathedrale verließ, sah ich aus einer Nebentür einen Herrn herauskommen, im grauen Safforanzug, mit Kragen und dunkler Krawatte, der mir bekannt schien. Es war der Priester, der in der Kathedrale eine halbe Stunde zuvor die Messe gelesen hatte.

Winter in den Bergen.

Von Karl Wibel.

Lilienweihe hat sich aufs Gebirge gelegt. Soweit das erstaunte Auge reicht, breitet sich das Vinnen über die sanften Höhen und die geschwungenen Täler. Wieder hat der Winter das Gebirge in seinen Bann geschlagen.

Die schlante Tanne flüstert das süße Geheimnis der starken Kiefer an, die auch aus der Verwunderung nicht herauskommen kann. Sie gefallen sich in ihrem neuen Kleid, und wenn ein schwacher Wind über die Kämme feht und sich in einem Tastel festbeißt, zittern sie vor banger Sorge, ihrer angeborenen Eitelkeit nicht mehr krönen zu können. Wie auf Kommando wenden sie die Köpfe.

Sei! ist das ein Leben!

Mehr als in glutenden Sommertagen meldet sich Reue an. Aus den großen Städten der vier Winde leht des Juues Schnellleiste sie an das Gestade des großen Sporttrecks. Und die kleinen Bähnlein kriechen in den Leib der Berge hinein, wenn der Herr Winter ihnen keinen Pöffen spielt und die Schienenstränge mit schneiger Last überdeckt. Viele Sportfreunde schnallen an der „Kiste“ ihre Hölzer an, und in lustiger Fahrt geht's ins Eiland der Genüsse. Der Ski bürrert sich immer mehr hier ein, neue Freunde strömen herzu.

Viele Anfänger müssen den Dohn und Spott — doch er läßt sich ertragen — ihrer Kameraden kosten. So ein Hols steht ganz ungefährlich aus, wenn es fein-läuberlich im Laden der Stadt ausgestellt ist. Doch wehe! Tausend Teufelschen verstecken sich darin, und wenn es seinen Dienst tun soll, macht's mit seinem eigenhändigen Kopf allerlei aus. Ein wüßtes Gewirr zwischen Beinen und Hölzern, aus dem man sich kaum herauszufinden vermag. Mancher nicht wörtlich aufzufassende Bluch durchschneidet die Luft. Die Geduld des Unterrichtenden lenkt ein und blüht durch Wort und Wink weiter. Ja, ja, Lehraus muß überall bezahlt werden! Später, wenn man diese Kunst beherrscht, sind alle Mühen vergessen. Mit Bogelschnelle über die Felsen zu fliegen, ist ein erhabenes, stolzes Gefühl. In kurzer Zeit werden weite Strecken durchmessen.

Vortreffliche Rodelbahnen bieten die Abhänge der vielen Kuppen, die in aller Seelenruhe die Männlein und Weiblein in anmutiger Tracht auf ihrem Rücken herunterlaufen lassen, wofür sie dann als Entgelt in aller Gemütlichkeit die Höhe wieder erklimmen dürfen.

Die Beriberger und Stätten gewähren gern Unterkunft. Manche durchqueren das Gebirge, wenn es nicht allzu arden Umfange ist. Andere bleiben mit ihrem Rodelschlitten einige Tage an einem unterhaltenden Fleck stehen. Frohlaune spinn durch die Räume. Unter den Klängen einer Zupfspiel taucht ein Lied, und alles zeigt, daß ihm das rechte Sportthema besichert worden ist. Schnurten hüpfen, Schall wird laut. So entschwinden erinnerungsstrobe Stunden herzerfrischenden Zusammenlebens.

Wie Edelsteine sitzen die Sportstätten auf der Haut des Gebirges. Jede bemüht sich etwas Besonderes zu bieten. Man komme und stürze sich hinein in den Strudel lebenswarmer Sportbetätigung. Auch eine Foktore vermittelt die mannigfachen Reize, die das Gebirge aufweist hat.

Schneewölfschen schwimmen am klaren Himmel.

Der Zuderhut des Kirchturms schämt seine Häuslein wie eine Penne ihre Kücklein.

Dort die Rauchfabne einer geschäftigen Eisenbahn.

Kälte, bleibe bestehen. Sonne, halte dich fern, um das Idyll nicht zu stören. — — —

Schnee.

Wirbelnde Floden in lustigem Reigen
Tanzen und schweben auf Ästen und Zweigen;
Leuchten wie Sternchen in träumendes Dunkeln,
Suschen und taumeln und alibern und funkeln.

Sind wie die Kinder voll heiterer Laune,
Gleich Koboldgestalten im Märchenstraume.
Die lautlos im Winde hüpfen und sprangen,
Reden und worten und lachen und singen.

Verweben die Gräben, die scharfen Konturen
Und weben ein Kleid für Felsen und Klüften;
Betten behutlich das schlummernde Werden,
Künftiges Hoffen und Frühling auf Erden!

Wib. L e h n e n, Wiesbaden.

Wie viel Tiere und Pflanzen gibt es? Immer neue Tier- und Pflanzenarten werden entdeckt, so daß die Zahlen innerhalb der Organismenwelt ins Gigantische wachsen. So hat sich z. B. die Zahl der Insektenarten in den letzten 40 Jahren auf fast 400 000 erhöht, während man 1886 überhaupt „nur“ 27 000 Tierarten kannte. Die Zahl der Glieder-tiere war unter den Tierarten mit 209 400, die der Wirbel-tiere mit 24 700, die der Mollusken mit 21 300 und die der übrigen Wirbellosen mit nur 16 000 Arten vertreten. Fast alle neuen Tierarten, die man entdeckt, gehören zu den Gliedertieren, und unter diesen wieder zur Klasse der Insekten. Unterscheidet man doch heute, obgleich große Gebiete noch völlig unerforscht und andere zoologisch wenig bekannt sind, nach den Arten der Insekten allein 178 000 Käfer, 69 000 Schmetterlinge, 55 000 Hautflügler, 44 000 Zweiflügler, 33 000 Schnabelfrüher, 11 000 Geradflügler und 9000 andere Insekten. Die Gesamtzahlen der heute festgestellten Tier- und Pflanzenklassen gibt Professor Wolff schätungsweise in einem Aufsatz der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“ an. Danach läßt sich die Zahl der heute bekannten Tierarten auf 46 500 schätzen. Dabei gibt es allein unter den Ameisen 6250 Arten. Doch auch die Pflanzen erreichen beträchtliche Ziffern. Von höheren Pflanzen waren 1917 149 500 Arten bekannt; dazu kommen 50 000 Pilze und rund 22 000 Algen, Moose und Farne. Immerhin erreichen die Pflanzen mit 220 000 Arten doch noch nicht die Hälfte der Zahl der bekannten Tierarten.

Wenn die Sonne ein Sandkorn wäre. Von der ungeheuren Größe des Weltraumes, so weit dieser augenblicklich der menschlichen Erforschung zugänglich ist, vermag folgende Überlegung vielleicht einen Begriff zu geben. Wir wollen uns nach dem Vorschlag von Professor Haas in seinem Werke „Das Naturbild der neuen Physik“ (Verlag de Gruyter, Leipzig, 1924) ein Weltmodell denken, in dem unsere Sonne zu einem Staubkörnchen von ein Zehntel Millimeter Durchmesser, und alle anderen Himmelskörper und Entfernungen entsprechend verkleinert wären. In einem solchen Modell wäre die Erde von der Sonne ein Zentimeter entfernt, der Neptun 30 Zentimeter. Der nächste Fixstern stünde aber schon in einem Abstand von 2 Kilometer von der Staubkörnchen-Sonne, die hellsten Sterne im Orion in einem Abstand von 150 Kilometer und der nächste Sternhaufen in einem Abstand von 12 000 bis 13 000 Kilometer! Die Winzigkeit unserer Erde in einem solchen Weltmodell ist kaum auszusprechen; beträgt ihre „Masse“ doch nur $\frac{1}{321\,000}$ der Sonne, welche wir im Modell mit ein Zehntel Millimeter Durchmesser eingelegt hatten. Ein Staubkorn unter vielen Millionen anderen wäre sie, die Erdkugel, der Sitz des Menschengeschlechts! Wie stolz ist der Mensch auf diesen seinen Sitz. Und doch nimmt das was wir „Weltgeschichte“ nennen, in dem Lebenslauf der Erde verhältnismäßig seinen längeren Zeitraum ein als etwa ein Viertelstündchen in dem Lebenslauf eines einzelnen Menschen!

Hygiene u. Heilkunde

Wie man seine Lunge trainiert. Atemgymnastik ist eine körperliche Übung, die gegenwärtig wieder von Ärzten viel empfohlen wird; sie geht, wie D. Kuphaldt in der in Frankfurt a. M. erscheinenden „Umschau“ ausführt, auf uralte Vorbilder zurück. Die Chinesen besaßen bereits im Altertum eine höchst komplizierte Lehre vom „Verschlucken der Luft“, die um 2000 v. Chr. Kuangshenatze erfunden haben soll. Die Buddhisten nahmen dann diese Atemgymnastik auf, und um 500 n. Chr. verfaßte ein Buddhisten-Oberpriester namens Tame ein Werk über Atemgymnastik, das in der indischen Religion und Heilkunst eine sehr große Rolle gespielt hat. Auch die alten griechischen und römischen Ärzte hatten bereits eine Atmungskunde ausgebildet, deren Heilerfolge man sehr hervorheben kann. Dann ist diese uralte Lehre bei uns in Europa bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr beachtet worden, und erst von dieser Zeit an schenkte man der Atemgymnastik größere Aufmerksamkeit und nahm sie als Heilmittel in die medizinische Wissenschaft auf. Bei falscher oder schlechter Atmung bleibt ein Teil der Alveolen, der Bläschen, die den Gasaustausch in der Lunge vermitteln, untätig. Die Lungen-gymnastik steigert ihre Funktionen. Bei einem gewöhnlichen Atemzug nimmt der Mensch nur 500 Kubikzentimeter in die Lunge auf; er kann es aber beim Ballastmen durch Training bis zu 5500 Kubikzentimeter bringen, eine Leistung, die allerdings nur der mit dem größten Brustkorb ausgestattete Mann erreicht, während es die Frau auch nicht mehr als 3700 Kubikzentimeter bringt. Man hat festgestellt, daß nach längerem Tiefatmen die Kohlenäure im Körper von 4 Prozent auf 2 Prozent herabsinkt. Bei der gewöhnlichen Ausatmung bleibt ein Teil der verbrauchten Luft in der Lunge, die etwa 1300 Kubikzentimeter betragende Residualluft. Es ist möglich, diese bei tiefer Atmung aus der Lunge auszusaugen, wodurch die Lunge völlig zusammengezogen wird. Bei der darauf folgenden Einatmung strömt das Blut mit Macht in die Lungen zurück, die ausgeatmete Residualluft wird durch die sog. Komplementärluft ergänzt,

und es findet ein fast fünffach stärkerer Gasaustausch in der Lunge statt, als bei gewöhnlicher Atmung. Dadurch werden die untätigen und verkümmerten Lungenzellen zur Arbeit angeregt und nehmen bei einem genau durchgeführten Lungentraining ihre normale Tätigkeit auf. Durch die starke Inanspruchnahme der Brustformmuskulatur wird die Elastizität der Rippenmuskeln und der Lungen gefördert. Die vermehrte Sauerstoffaufnahme ist für den Blutkreislauf von außerordentlicher Bedeutung und sorgt für eine bessere und stärkere Durchblutung sämtlicher Organe. Der Verfasser empfiehlt dem gesunden Menschen, wenigstens einmal täglich fünf bis zehn Minuten, am besten vor dem Frühstück, Atemübungen beim Anstrengen in gut gelüfteter Zimmer durchzuführen. Bei Kranken muß die Atemgymnastik vom Arzt perorordnet werden, und es werden dann besondere Vorschriften über die Art und Weise der Trainingierung und ihre genauere Anwendung gegeben.

Öffentliche Schlafhallen. Während in der Hygiene des Körpers in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht worden sind, hat man sich mit der physischen Hygiene bisher noch wenig beschäftigt. Einer der ersten Vorkämpfer auf diesem Gebiet, der Giechener Wochenschrift Geh. Rat Sommer weist in der „Klinischen Wochenschrift“ darauf hin, daß man jetzt in anderen Ländern, besonders in Nordamerika und Frankreich, der physischen Hygiene große Aufmerksamkeit zuwendet. In den Vereinigten Staaten arbeitet man daran, ein „Internationales Komitee für geistige Hygiene“ zu organisieren, und es soll schon 1925 in New York ein internationaler Kongress für physische Hygiene stattfinden. In Paris hat bereits 1922 ein Kongress für geistige Hygiene stattgefunden und eine französische Zeitschrift, das „Bulletin de la Ligue d'Hygiène mentale“ ist ganz diesem Gebiet gewidmet. Sommer hat bereits im Jahre 1901 betont, daß man dem Geist und den Nerven nicht nur bei Kranken, sondern auch bei gesunden Menschen eine besondere Pflege angedeihen lassen müsse. Um nervösen Übermüdungen vorzubeugen, die den Menschen physisch überfallen und deren gewalttätige Überwindung sehr schwierig ist, schlägt er vor, öffentliche Schlaf- und Rubehallen einzurichten, in denen der Ermüdete sofort Erholung finden kann. Dieser Gedanke wurde zum erstenmal 1911 auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden verwirklicht. Die in dem Ausstellungspark eingerichtete Schlaf- und Ruhehalle wurde viel benutzt und dann auch auf der Internationalen Ausstellung für soziale Hygiene in Rom gesetzt und mit einem Preis gekrönt. Das einstöckige Gebäude umfaßte zwei Hallen mit bequemen Ruhelagern und Ruheböden sowie einer Anzahl kleinerer Räume, in denen Ruhestätten vorhanden waren. Die Plätze wurden für 1–2 Stunden verausgabt. Die Einrichtung hat viele Besucher der Ausstellung vor Übermüdung geschützt und sie neu gestärkt. Eine Einführung dieser reichhaltigen Einrichtung in den größeren Städten ließ sich aber bisher nicht durchsetzen. Zweifellos würde die geistige Gesundheit des Großstädters, dessen Nerven im täglichen Leben so großen Anstrengungen ausgesetzt sind, dadurch gewinnen, wenn ihm hier und da auch solche „geistigen Bedürfnisanstalten“ geboten würden, in denen er eine kurze Zeit der seelischen Ruhe und Entspannung pflegen könnte.

Künstliches Heißklima. Wenn wir die Wirkung eines Klimas verstehen gelernt haben, können wir es viel sicherer anwenden als zu den Zeiten Empirie. Ja, wir müssen imstande sein, künstliche Klimata herzustellen, so gut wie die Pharmakologie uns künstliche Heilmittel in die Hand gegeben hat. Wir sind in Hamburg eben dabei, einen Versuch zu machen, uns ein künstliches Heißklima zu schaffen. Mit diesen aufsehenerregenden Worten schloß Professor Otto Reimer seinen auf der Jahresversammlung Naturforschender Versammlung gehaltenen Vortrag über die Einwirkung des Klimas auf den gesunden und kranken Menschen, der jetzt in den „Naturwissenschaften“ veröffentlicht wird. Es eröffnet sich damit der leidenden Menschheit die Aussicht, daß wir es noch einmal so weit bringen werden, die Seagnungen des Hochgebirges oder des Meeres dem Menschen durch künstliche Mittel in seine Krankenstube zu bringen. Schon jetzt ist es der noch in ihren Anfängen stehenden Wissenschaft der Klimatologie gelungen, einen Teil der Klimawirkungen aufzuklären. Als besonders wirksam hat man das Klima des Hochgebirges erkannt, bei dem zwei mächtige Reize auf den Organismus fördernd einwirken: die Strahlung der Sonne und die Kälte. Die Strahlung, die in den Hochalpen bedeutend intensiver ist als im Tiefland, beschleunigt die Blutbildung, erhöht den Stoffwechsel und heilt Rheumatis. Sie übt also eine gewalttätige Wirkung auf den menschlichen Körper aus. Aber auch noch andere Faktoren steigern den Stoffwechsel, so z. B. Wind und Kälte, so weit sie als Reiz wirken, ebenso Seebad und Wellenschlag. Im Hochgebirge ist nun die Luft auch bei starker Bestrahlung kalt. Es vereinigen sich also Strahlung und Kälte zu einer gemeinsamen Wirkung von starker Heilkraft, während im Tiefland die Sonnenwirkung durch die damit verbundene Überwärmung des Körpers behindert wird. Deshalb ist z. B. die Riviera als Heißklima dem Hochgebirge unterlegen. Ein anderes wichtiges Heißklima in Mitteleuropa ist das nordische Seeklima, das im Sommer die starke ultraviolette Strahlung und im Winter den Wind als Hautreiz hat. Die Heilwirkungen dürften aber im ganzen schwächer sein als die der Hochalpen.